

# ‚Wollungen‘ und ‚Zeit Heimat‘. 68er Generationsprobleme

Bernd Weisbrod

*Beitrag zur Ad-hoc-Gruppe »90 Jahre 1928 – 50 Jahre 1968: Das „Problem der Generation“ von 1928 und die Bewegung der Generation von 1968«*

Zunächst möchte ich Herrn Corsten danken, nicht nur für die freundliche Vorstellung, sondern auch für die Gelegenheit, in meinem alten James-Bond Hörsaal noch einmal aus der Hüfte zu schießen. Einen Punkt möchte ich aus seiner Einführung heraus greifen: Natürlich gilt die Formel von der *„Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“* immer, worauf es ankommt, ist die Wahrnehmung, Verarbeitung, das Bewusstsein und die Auswirkung einer solchen gefühlten Diskrepanz von zeitlichen Erfahrungsschichtungen. Damit sind wir schon beim zentralen Problem der Generationsforschung: Gibt es überhaupt, so ist zu fragen, den Gegensatz zwischen der Konzeption und der Sache und zugespitzt: gibt es überhaupt eine Generation *„in re“*. Natürlich macht es aus systematischen Gründen Sinn, den soziologischen Versuch Mannheims einer Generationstheorie nach anderen, intellektuellen Kategorien zu bedenken – ich komme gleich darauf zurück – als die später sogenannte 68er Generation. Aber es kann dann nicht so recht überzeugen, wenn beide Fälle vor dem Hintergrund einer *„lost generation“* abgehandelt werden. Wenn wir annehmen, die 68er sei eine Generation *„in re“*, soll diejenige Mannheims vielleicht eine *„in spe“* gewesen sein?. Ganz generell gilt: Die ‚Generation‘ ist immer das Problem, für dessen Lösung sie gehalten wird. Sie erklärt sich eben nicht von selbst.

Es handelt sich im Grunde um eine angenommene oder erfahrene lebenszeitliche Gefühlsgemeinschaft, die historisch gesehen vielleicht sogar die *„letzte Gemeinschaft“* einer ganzen Reihe von *„imagined communities“* darstellt. Wie Lutz Niethammer am konkreten Fall des Generationsdiskurses und -gefühls der zwanziger Jahre argumentiert hat, lässt sich die politische Inanspruchnahme des jugendbewegten Pathos für die selbst ernannte Kriegsjugendgeneration als ein solches Ersatzversprechen lesen, nachdem andere *„kollektive Identitäten“* wie die Nation im Weltkrieg ihren Offenbarungseid ablegen musste. Es ist naheliegend, wenn dafür eine *„ältere Generation“* haftbar gemacht werden kann, die Kriegsgeneration selbst, obwohl klar ist, dass der Dissens nicht aus der erlebten oder versäumten Erfahrung des Kriegs, sondern der gefühlten politischen *„Sendung“* herrührt. Ich komme darauf gleich zurück. Aber es folgt daraus zunächst nur, dass wir als Historiker/-innen nach der kulturhistorischen Wende in den Geisteswissenschaften davon absehen müssen, die Nation, die Klasse, die Rasse, die Religion, das Geschlecht und eben auch die Generation als kollektive Identität *„in re“* annehmen zu können. Wir wissen, dass nationale Gemeinschaften *„imagined“* sind, dass gender *„doing“* braucht, dass *„class happens“* usw. Dasselbe müssen wir für Generationen fragen: Unter welchen Bedingungen sie gedacht, beschworen und gefühlt, und mit welchem Anspruch sie wirksam, verloren oder beliebig werden können. Wir analysieren also nie Generationen *„in re“*, sondern immer nur Gene-

rationsreden, Generationsbegehren, Generationsbewusstsein – eben „*Generationalität*“ als historisches Potential, an dessen Konstruktion wir in gewissem Sinne selber noch beteiligt sind.

Ich komme in der Diskussion gerne darauf zurück. Es genügt vielleicht schon der Hinweis, dass Generationengemeinschaften in der Regel Erinnerungsgemeinschaften sind. Das heißt: Der Kampf um die Deutung geht weiter, von der „*rot-grün versiffen 68er Republik*“ bis zur absoluten Beliebigkeit der Generation X, Y, Z. Doch zurück zu Mannheim. Die Literatur geht auf seine Zeitgebundenheit ein, auf die Tradition des marxistischen Ansatzes – Klasse wie Generation „*an sich*“ und „*für sich*“ – auf die Konjunktur der Jugendpsychologie – die Sprangersche Prägungsthese – usw. Erstaunlich finde ich aber, dass Mannheim selber nie mehr auf seine Generationssoziologie zurückgekommen ist – wie übrigens die meisten seiner soziologischen Kolleg/-innen – sondern in die Wissenssoziologie abgewandert ist, vielleicht mit dem nicht uninteressanten Bindeglied des „*frei schwebenden Intellektuellen*“. Denn das war der eigentliche Kern seiner *Generationseinheit*, die Vorstellung der potentiellen Emergenz einer meist bürgerlich-männliche Avantgarde, die – in der Terminologie der neueren Faschismustheorie – ein „*palingenetisches Versprechen*“ geltend machte. Ein Wiedergeburtversprechen für die Nation, wie es schon in der Jugendeuphorie der Literatur, dem Freundschaftsstil der Jugendbewegung oder dem Geniekult der Kunsttheorie vorgeprägt war. Mannheims Beispiele stammen ja auch aus den wiederkehrenden Revolten der „*politischen Jugend*“ im 19. Jahrhundert. Das entscheidende Erkennungsmerkmal der *Generationseinheit* war das der nationalen Krisen-Avantgarde, der Zusammenhang mit der *Generationslagerung* und dem *Generationszusammenhang* blieb dagegen unklar. Worauf es ankam, war die Bereitschaft und Fähigkeit, in der Verarbeitung eines allgemeinen Krisengefühls seine „*Entelechie*“ zu finden, die Erfüllung der inneren Notwendigkeit einer historischen Sendung – und diese durchzusetzen. Sonst haben wir es nach Mannheim nur mit „*Zwischengenerationen*“ zu tun. Das sind die „*Kollektivwollungen*“ aus dem Titel meines Abstracts. Als kleinen Beleg gebe ich Ihnen nur ein Zitat aus dem berühmten und auch in der historischen Literatur oft bemühten Text über „*Die Sendung der jungen Generation*“ von E. Günther Gründel von 1932:

„Das 20. Jahrhundert gehört uns. Wir bringen aus der harten Schule unserer Jugend alles mit, was uns zu einer Generation großer Tatmenschen gemacht hat. (...)“ Und weiter: „Wir glauben an unsere Sendung. Wir sind besessen von unserer Berufung. Das heißt: Wir empfinden uns als Werkzeug eines höheren Willens.“ (S.440f.)

Es kommt also bei der Avantgarde darauf an, dass sie sich durchsetzt, in diesem historischen Kontext durch Tatwillen auszeichnet. Das Problem dabei ist, dass selbst die Mitarbeiter des Reichssicherheitshauptamtes, die Michael Wildt zur „*Generation des Unbedingten*“ zusammen fasst, zwar kollektivbiographisch auf eine völkische Sozialisationserfahrung zurückbezogen werden können. Aber, wie Wildt selbst einräumt: es ist nicht ausgeschlossen, dass ihre institutionelle Selbst-Selektion im RSHA viel stärker verbindend gewirkt hat. Die Generationserfahrung kann also pro- und retroaktiv geltend gemacht werden. Aber Avantgarde ist man eben nur, wenn die Revolution dann auch tatsächlich erfolgt. So war das auch in der „*French generation of 1820*“ (Alan B. Spitzer) oder der Irischen „*pre-revolutionary generation*“ vor 1916 (Roy Foster). Ihre Generationsbehauptung wird quasi erst durch den Vollzug legitimiert. Daher auch mein Vorschlag, in diesen Fällen von einer „*voluntaristischen*“ Generation zu reden.

Bei der sogenannten 68er Generation kann davon keine Rede sein. Die Revolution hat eben nicht stattgefunden. Oder vielleicht doch, nur ganz anders als gedacht? Aber vielleicht ist das ja der Normalfall in der Geschichte. Bei unserem eigentlich exzellentem Kenntnisstand wundert man sich, dass man neben dem langsam versiegenden, aber gern bemühten Strom der Selbstzeugnisse immer wieder neue Ausdeutungen findet, die mal die Popkultur (Detlef Siegfried), mal die „*ganz anderen*“, nämlich weiblichen 68er (Christina von Hodenberg) oder eben „*Adorno für Trümmerkinder*“ als die eigentliche

68er Erfahrung beschwören. Da Ilona Ostner auch als Zeitzeugin spricht, gebe ich gleich zu Protokoll. Als junger 68er, der erst in Berlin und dann in Heidelberg studiert hat, erinnere ich mich an völlig unterschiedliche Erfahrungen der Empörung, der Solidarität, der Auseinandersetzung mit der Obrigkeit und der Öffentlichkeit, als dass solche pauschalen Deutungen greifen könnten. Als Historiker verlasse ich mich auch lieber auf die Texte als auf meine Erinnerungen: Von Generation hat damals keiner geredet, es handelte sich um eine „*kleine radikale Minderheit*“ an den meisten Universitäten, nicht nur in Berlin und Frankfurt, mal mehr mal weniger, die durch die „*Ereignishaftigkeit*“ der politischen Eskalation bestimmt war, und nicht durch generationelle „*Wollungen*“. Als ich 1971 nach Bochum kam, war das sowieso alles schon vorbei oder sah jedenfalls völlig anders aus. Ich gehöre also zur relativ kleinen und kurzlebigen „*Erlebniselite*“, wie das Axel Schildt kürzlich nicht ohne Ironie genannt hat. Dennoch, und nur diesen Aspekt will ich hier heraus greifen, wirkt das Ereignis in einer wundersamen Vermehrung der Generationsbezüge fort wie eine „*Zeitheimat*“, die immer wieder beschworen und bestritten, idealisiert oder verteufelt wird. Damit bin ich beim zweiten Stichwort meines Titels.

Zunächst würde ich davor warnen, die „*gefühlten*“ Zugehörigkeiten zu passageren Lebensstilmilieus, etwa zur einer jugendlichen und zunehmend kommerzialisierten Subkultur, für das eigentliche Zeiterlebnis der 68er zu halten. Das war vielmehr die Reaktion der Obrigkeit, wie es bei einer antiautoritären Bewegung nicht anders sein kann. Daran misst sich auch die Erfahrung des Scheiterns des politischen Projekts ebenso wie die daraus folgende langsame Verwandlung der gesellschaftlichen Verhältnisse. In der Soziologie gibt es einige interessante Überlegungen bei der Bestimmung von Heimat, von der wir Historiker/-innen nur lernen können. Es wird ja heute wieder viel davon geredet, nicht nur in Bayern: Nämlich die „*symbolische Ortsbezogenheit*“ als Begründung für Heimatgefühle. Wir wissen aber natürlich, dass die *Heimatabewegung* selber eine historische Erscheinung ist, die als konservative Kompensation für die Verwerfungen und Beschleunigen in der modernen Industriegesellschaft auch eine politische Agenda hatte. Etwa hier in Niedersachsen die Sammlung der bürgerlichen Kräfte auf dem Lande gegen das Aufkommen der vermeintlich landfremden Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie hat etwas gebraucht, um sich diesen Identifikationsmechanismus selber zu eigen zu machen, in Nordrhein-Westfalen vielleicht stärker als in Niedersachsen. Der Begriff der „*Zeitheimat*“, den ich von W. G. Sebald übernehme, betrifft nicht nur die „*versiegelte Zeit*“ des Holocaust und der unermesslichen Schuld, die wie Reinhardt Koselleck ausgeführt hat, wie „*Lava*“ in seinem Leib gerann, als er als Kriegsgefangener an Auschwitz vorbei marschiert ist. Eine „*symbolische Zeitbezogenheit*“ ist gewiss die Voraussetzung von Generationsgefühlen, sie ist aber wahrscheinlich auch kompensatorisch, zumindest im Hinblick auf die eigene weitere Lebenserfahrung. Aber – um im Vergleich zu bleiben – nicht jede „*Heimat*“ braucht eine „*Heimatabewegung*“. Manchmal kommt es mir so vor, als würde sich deren Entstehen weniger aus der Erfahrungsschichtung der Erlebniszeit als aus den Ansprüchen auf Deutungshoheit in Erzähl- und Erinnerungsgemeinschaften herleiten.

Dazu gehört auch – zum Schluss – die ins Kraut schießende Debatte über die deutschen Kriegskinder, deren Erfahrungen ja nicht nur für gescheiterte Lebensläufe, verkorkste Beziehungen, verspäteten Gemeinschaftsbedarf und auch noch für die 68er Aufbruchsbereitschaft erhalten sollen. Und mit der angeblichen Traumatisierung der Kriegsenkel, und der Kindeskindern geht es noch weiter. Ich will mich bestimmt nicht über das unermessliche Leid der Kriegskinder als Erfahrungstatsache hinwegsetzen, ebenso wie der Kriegseltern übrigens, von denen ja nie die Rede ist. Aber es genügt vielleicht der Hinweis darauf, dass selbst Hartmut Radebold, der sich um die Alterspsychiatrie verdient gemacht hat, keinen Unterschied sieht zwischen Deutschland und der Schweiz, wenn es um die bei Kriegskindern erhobenen PTSD-Symptome im Alter geht. Bekanntlich musste man in der Schweiz aber ohne Trümmerkindheiten alt werden. Es gibt gewiss viele Gründe, im Alter melancholisch zu werden, aber man kann sich doch – mit soziologischem Blick geschult – des Eindrucks nicht erwehren, dass es sich hier-

bei um eine „*erfundene Generation*“ handelt, wie der Münchner Soziologe Michael Heinlein argumentiert hat. Die Bedingungen ihres Erfolges sind jedenfalls selber historisch und höchst variabel, eine verspätete Generationsfindung in therapeutischer Absicht sozusagen, die wie alle Generationsreden den Zweck hat, das oftmals irritierende private Erleben zu vergemeinschaften und die gesellschaftlichen Geltungsansprüche im größeren „Wir“ zu verstärken.